

Leseprobe aus:

Frederik Sjöberg

Mama ist verrückt und Papa ist betrunken



Mehr Informationen zum Buch finden Sie auf
www.hanser-literaturverlage.de

© 2021 Carl Hanser Verlag GmbH & Co. KG, München

HANSER



Fredrik Sjöberg

Mama ist verrückt
und Papa ist betrunken

Ein Essay über den Zufall

Aus dem Schwedischen
von Paul Berf

Hanser

Die schwedische Originalausgabe erschien 2018
unter dem Titel *Mamma är galen och pappa är full*
bei Albert Bonniers Förlag in Stockholm.

The cost of this translation was defrayed by a subsidy
from the Swedish Arts Council, gratefully acknowledged.

1. Auflage 2022

ISBN 978-3-446-27294-1

© 2018 Fredrik Sjöberg

Originally published in Swedish by Albert Bonniers
Förlag, Stockholm. Published by agreement with
agentur literatur gudrun hebel, Berlin.

Alle Rechte der deutschen Ausgabe

© 2022 Carl Hanser Verlag GmbH & Co. KG, München

Umschlag: Peter-Andreas Hassiepen, München

Motiv: Anton Dich, Hanna Gottowt und

Eva »Lillan« Arosenius (1921) © Fredrik Sjöberg

Satz im Verlag

Druck und Bindung: CPI books GmbH, Leck

Printed in Germany



MIX
Papier aus verantwortungs-
vollen Quellen
FSC® C083411

*Im Grunde leben die Künstler abseits,
am äußersten Rand des Lebens und der Menschheit,
und deshalb sind sie entweder sehr groß
oder sehr klein.*

Blaise Cendrars

Inhalt

Kanabriel	9
Dick ist hier	13
Die Schwestern Adler gehen auf die Jagd	21
Die Mädchen im Keller	31
Geranium Bohemicum	37
Jung und vielversprechend in Kopenhagen	48
Treibholz	56
Der Ohrenkneifer auf Sankt Helena	61
Die Katzenreise und andere Briefmarken	72
Erst kommt das Fressen	83
Der König der Vagabunden	94
Glückliche Jahre in Menton	105
In der schläfrigen Stadt Verona	115
Einsam	122
Die Würgefeigen in Bordighera	130
Der Karton unter der Dachschräge	141
Die Aroseniusgalaxie	151
Der Junge unter dem Bett	161
Die Kunst zu scheitern	170
Berg Sinai	181

Kanabriel

In meiner Kindheit gab es einen Mann namens Adolf. Er war der einzige Adolf, den ich jemals gekannt oder auch nur getroffen habe. Der Name war ja etwas außer Mode gekommen. Wie er mit Nachnamen hieß, weiß ich nicht; er wurde immer nur bei seinem Vornamen gerufen, und das Besondere an ihm war, dass er einen weißen Volvo 142 besaß, aber das war nur das eine.

Das andere war, dass er in den lauesten windstillen Nächten im August Aale fischte, mit einem Aalstecher, im seichten Wasser der Grantorpsbucht; unterhalb der Gärtnerei, der Gewächshäuser und der Koppel mit Brennesseln, wo man später Einfamilienhäuser gebaut hat.

Diese Art zu fischen war auch damals schon streng verboten, aber das ging ihn ja nichts an, sodass er jeden Sommer im August an seinem flachbodigen Kahn achtern eine Karbidlampe mit hellem, weißem Licht festzurte und anschließend dort stand, mucksmäuschenstill, und, die Hände fest um den langen Schaft des Fischespeers geschlossen, ins Wasser starrte. Einmal saß ich im Dunkeln auf dem Steg und betrachtete die Lampe draußen in der Bucht und das Boot und den Aalstecher und Adolf, der nichts fing, obwohl ich dort allein, unsichtbar mehrere Stunden im Duft von Teer und Schlick saß.

Zu jener Zeit sehnte ich mich nirgendwohin.

Erst viel später begann ich, das Sinnbild dieser satten, mystischen Aaldunkelheit in der romantischen Landschaftsmalerei Mitte des neunzehnten Jahrhunderts zu suchen, als solche Genremotive aus dem Leben des Landvolks sich größter Beliebtheit

erfreuten. Nächtliches Fischen mit Fackel. Alfred Wahlberg, Marcus Larson, Kilian Zoll. Glauben Sie mir, Maler gab es in Hülle und Fülle. Jedes Jahr finde ich mindestens ein halbes Dutzend Gemälde, alle mit dem gleichen Vollmond, dem gleichen Feuer. Keines taugt etwas.

Und einem Adolf werde ich wohl nie mehr begegnen. Der Name ist ja immer noch ziemlich unglücklich. Haustiere mögen so heißen können, vor allem Kater, glaube ich, was mich an unseren eigenen Kater erinnert, von dem es während meiner gesamten Kindheit zwischen Meer und Wald hieß, er sei verschwunden, am Tag meiner Geburt entlaufen. Er hieß Kanabriel. Und so kam es, dass ich bereits in jungen Jahren ein Gespür für Namen entwickelte. Andere Kinder hießen Peter und Andrea, oder so ähnlich, und wenn ich mich recht erinnere, standen sie ihnen auch ganz gut, aber es gab immer jemanden, der, sozusagen allen Ernstes, wie er selbst hieß.

Ich möchte nur zu gern glauben, dass mir deshalb schließlich das ebenso dünne wie seltene Buch Über die *Einwirkung des Namens auf die Persönlichkeit* des Malers und Dichters Torsten Wasastjerna, gedruckt in Helsinki 1899, ins Auge fiel. Eine Bagatelle nur, lächerlich albern, aber ich stieß zufällig darauf und schätze es deshalb, gewissermaßen aus Loyalität, unklar zu wem oder was. Zum Zufall selbst vielleicht, der mir häufig genug, wenn auch nicht immer, gute Dienste geleistet hat.

Das Schöne an dem Buch ist, dass mir nicht ganz klar ist, ob der Autor es tatsächlich ernst meint, wenn er schreibt, der Name sei die halbe Erziehung. Will er mich auf den Arm nehmen?

Die Wasastjernas sind ein adliges Geschlecht aus der Zeit Gustav IV. Adolfs und Edelmänner wie Torsten Wasastjerna neigen dazu, aufgrund ihrer gesellschaftlichen Isolierung ein wenig

eingengt und deshalb engstirnig auf die Welt zu blicken, aber Torsten war letzten Endes ein wirklich guter Maler, der in seiner Jugend an der Akademie in Düsseldorf studiert hatte und später nach Paris ging. Beschränkt war er also nicht.

Vielleicht konnte er nur nicht erkennen, oder sich nicht dazu aufraffen herauszufiltern, was in aller Koketterie Wahrheit war.

Also ließ ich ihn fallen und kehrte zu dem Tohuwabohu aus Büchern zurück, das meine Bibliothek ist, und in der ich einmal mehr auf die noch schmalere Schrift *Aale und Turbinen* stieß, herausgegeben vom Schwedischen Wasserkraftverein im tristen Jahr 1941. Ein junger Dozent, der später Professor werden sollte, hatte es auf sich genommen zu untersuchen, wie viele Aale die Passage des Untra-Kraftwerks im Fluss Dalälven überlebten.

Die Aale ziehen am Ende ihres langen Lebens in die Sargassosee, um dort zu laichen, aber da Aale gern an unerwarteten Orten tief im Landesinneren leben, stoßen sie während dieser Wanderung auf zahlreiche Hindernisse, nicht zuletzt auf die Dämme der Wasserkraftwerke.

Die Untersuchung war simpel. Man fing so viele Aale, wie man nur konnte, schickte die ganze Bande in eine Turbine mit einer Leistung von zehntausend Pferdestärken und studierte anschließend, was auf der anderen Seite herauskam. Erstaunlich viele Tiere überlebten. Sie hatten bestimmt einen Drehwurm, aber sie lebten. Schweden war ein zivilisiertes Land. Und es sollte noch besser werden.

Trotzdem ging alles den Bach hinunter, aus Gründen, die keiner so genau kennt. Dass heute noch jemand in der Grantorpsbucht Aale fischt, erscheint jedenfalls wenig wahrscheinlich. Das Wasser ist nach wie vor glatt und seicht und die Sommernächte sind schwarz, aber das ist alles. Seit jener Zeit, als ich das Wort

Karbidlampe auszusprechen lernte, hat selbst die Dunkelheit neue Namen erhalten. Und Aale gibt es kaum noch.

Die beiden Brüder des Autors wurden übrigens ebenfalls Professoren; gelehrte Männer, die viele Bücher schrieben und sich Namen machten, von denen noch lange die Rede sein wird. Ruhm. Ehre. Obwohl das ja nichts mehr zu bedeuten hat. Nichts währt ewig. Ich muss jetzt aufbrechen. Das von vorhin, dass ich mich als Kind nirgendwohin sehnte, war übrigens gelogen. Aber wahr ist, dass der Kater verschwand, und Kanabriel hieß.

Dick ist hier

Es begann alles mit der Milch.

Die Großmutter der Mädchen hatte als junge Frau in den Siebzigerjahren des neunzehnten Jahrhunderts in der Einöde südlich von Trollhättan eine Meierei und einen Milchladen erworben, was sich als Volltreffer herausstellen sollte. Schon dort wurde das Matriarchat begründet; der Mann, den sie heiratete, war ein begabter Lustmolch, mehr nicht. Deshalb war sie sehr darauf bedacht, selbst die Fäden in der Hand zu behalten, als der Meiereibetrieb wuchs und, in Göteborg, alle Dämme brachen.

Als sie nun an einem Sommertag 1921 in den Hügeln oberhalb von Menton an der französischen Riviera sitzen, zwei depressive, fünfzehnjährige Mädchen, ist deshalb zumindest reichlich Geld vorhanden.

Sie sind Kusinen. Hanna und Lillan. Ihre Mütter sind Schwestern. Es gab noch eine weitere Schwester, und zwei Brüder, alle zwischen 1878 und 1885 geboren, bevor die Mutter, Milchmogulin Johanna Bondesdotter, ihren untreuen Mann Jöns Adler abservierte, der seine Aktivitäten ohne größere Bedenken anderweitig, mit neuen Frauen und neuen Kindern, fortsetzte.

Wer sich in der Sphäre rund um Familie Adler orientieren möchte, muss daher auf ein Gewimmel von Halbgeschwistern und auch ansonsten komplizierten Beziehungen gefasst sein. Man ließ sich scheiden und fing von vorn an, das taten sie alle, ausnahmslos und über mehrere Generationen hinweg. Trotzdem ist bis heute Geld übrig geblieben. Wir werden aus gegebenem Anlass schon bald darauf zurückkommen, aber vorher muss et-

was darüber gesagt werden, wie und wann von irgendwoher dieses bemerkenswerte Gemälde von den Kusinen auftauchte. Das ist auch ein Anfang.

Es war im Herbst 2014, Ende November. Um diese Jahreszeit ist Stockholm nicht der beste denkbare Ort zum Leben, aber an dem Tag konnten nicht einmal die Dunkelheit und der Regen meiner guten Laune etwas anhaben. So ist das bei Jägern. Die unterschwellig intensive Spannung beim Warten auf Beute ist irgendwie narkotisierend. Das Wohlbefinden des Jägers rührt daher, dass er auf der Lauer liegt, an einer Lichtung im Wald oder des Nachts vor seinem Computer, versunken in das unerschöpfliche Kunstangebot unzähliger Internetauktionen.

Die meiste Zeit tut sich nichts, aber man kann ja nie wissen.

Anton Dich? Da klingelt docht was!

Von einer Sekunde auf die andere wird ein aussortiertes Erinnerungsfragment aktiviert.

Es ging um eine andere, ältere Geschichte. Einige Jahre war ich wie ein Spürhund dem jämtländischen Maler Olof Ågren hinterhergelaufen, allerdings ohne besonders viel zu finden, denn er war wirklich in jeder Hinsicht vergessen und unter einem Steinhaufen aus lauter Anekdoten begraben worden. Dann aber gelang es mir schließlich, die Briefe aufzustöbern, die er in Siena und Venedig und in Menton schrieb, wo er Anfang der Zwanzigerjahre lebte und arbeitete.

Und in einem dieser Briefe an einen Freund in Schweden schrieb Ågren, ganz beiläufig nur: »Dick ist hier, der Mann, der die Witwe geheiratet hat.« Und aus Gründen, an die ich mich heute nicht mehr erinnere, beschloss ich, auch dieser Spur ein Stück weit zu folgen. Dass die erwähnte Witwe Eva Arosenius war, begriff ich, denn Ågren und der Maler Ivar Arosenius waren bis zum

Tod des Letztgenannten an Neujahr 1909 enge Freunde gewesen, aber dass ihr zweiter Ehemann der dänische Künstler Anton Dick war, der Dick ausgesprochen wird, erkannte ich erst später.

Stattdessen ging ich davon aus, dass Ågren Dick Beer meinte, einen anderen Maler, der sich in den gleichen Kreisen bewegte. Sie waren wie Zebrabärblinge in einem Jugendzimmeraquarium.

Tja, und so besorgte ich mir also die Adresse eines seiner Enkelkinder, einer hilfsbereiten Dame im Stockholmer Stadtteil Kungsholmen, mit der ich mich daraufhin einige Male traf. Dass ihr Großvater Dick Beer mit Eva Arosenius verheiratet gewesen sein sollte, wollte sie mir nicht glauben, aber ganz sicher konnte sie sich nicht sein, denn auch wenn sein Leben relativ kurz blieb, verlief es doch abwechslungsreich und dramatisch. Eine Zeit lang war er mit einer Zahnärztin verheiratet.

Dick Beer machte es wie alle in den Jahren nach 1910, er führte ein Lotterleben in Montparnasse. Die Kunstakademie in Stockholm war, vor und nach dem Krieg, wie eine überfüllte Bahnhofshalle für Zugreisen nach Paris, und weil Beer, der als Kind schwedischer Eltern in London zur Welt gekommen war, ein Faible für avantgardistische Veranstaltungen hatte, je größer, desto besser, wollte er bei Kriegsausbruch unverzüglich an die Front. Er schloss sich unter falschem Namen der Fremdenlegion an, hatte aber kurz darauf das Pech, in die Nähe einer explodierenden Granate zu geraten, woraufhin er im selben Krankensaal wie Fernand Léger lag und Kubist wurde. Übrigens auch Morphinist, mit schwachen Nerven sowie schwerhörig.

Er muss gemeint sein, dachte ich. Eva Arosenius hatte ein Auge für seltsame Männer. Exzentriker, Bohemiens. Aber, wie gesagt, nur ein paar Tage später erkannte ich, wie die Dinge wirklich lagen, und da nicht einmal meine Freunde in Dänemark diesen

Anton Dich kannten, geschweige denn jemals eines seiner Bilder gesehen hatten, war ich das Ganze leid und setzte meinen Weg im Labyrinth in eine andere Richtung fort. Die Erinnerung an den Dänen sedimentierte.

Nun war er also zurück, als Signatur auf einem großen, arg mitgenommenen Gemälde, das zwei Jugendliche darstellte, von denen sich die eine, das Mädchen mit den Zöpfen, als das am häufigsten abgebildete Kind der schwedischen Kunstgeschichte herausstellen sollte – Lillian Arosenius, geboren 1906. Ich erkenne eine gute Geschichte, wenn ich sie sehe, und so machte ich mich gleich am nächsten Tag auf den Weg zu den Räumlichkeiten des Auktionshauses im Freihafen. Ich fror, als ich den LKW-Parkplatz vor den Lagerhallen der Bananenkompanie überquerte.

Begegnungen mit Kunstwerken sind eine sensible Angelegenheit. Reproduktionen werden einem Gemälde eigentlich nie gerecht, schon gar nicht auf einem Computerbildschirm; ist das Gemälde außerdem groß, verschwindet in der Übertragung etwas Wesentliches.